

DILIP JOSEPH

**GEISEL
DER TALIBAN**

**MEINE GEFANGENSCHAFT,
MEINE RETTUNG**

**Aus dem amerikanischen Englisch
von Carmen Matussek**

SCM

Hänssler

INHALT

Karte <i>Afghanistan</i>	12
Prolog - Entführt	15
Ich suche meinen Weg	27
Afghanistan	39
Furcht und Frieden	55
Die Gastfreundschaft der Taliban	65
Schlechte Nachrichten	75
»Wir werden dich umbringen«	77
Ganz gleich, was geschehen ist	85
Forderungen	87
Das Gespräch	99
Beziehungen	113
Ein zerbrechlicher Friede	125
Wechselnde Forderungen	135
Papa steckt in Schwierigkeiten	149
Auf der Flucht	153
Die Taliban trocknen meine Tränen	161
Die letzte Nacht	175
Die Rettung	185
Neu geboren	195
Zu Hause	211
Epilog - Schmerz und Freude	219
Anhang	229
Anmerkungen	229
Danksagungen	231
Worterkklärungen	237
Literaturempfehlungen	241

PROLOG

ENTFÜHRT

Mittwoch, 5. Dezember 2012, 10.00 Uhr
Pul-i-assim, Afghanistan

»Ist eure Ernährung ausgewogen? Nehmt ihr genügend Eiweiß und Kohlenhydrate zu euch?« Miriam, eine einheimische Hebamme, stellt die Fragen auf Paschtu. Sie arbeitet für dieselbe Hilfsorganisation wie ich. In ihrem fünf mal sechs Meter großen Büro lauschen zwanzig Mütter und Kinder gebannt ihrer Stimme. Die Hälfte von ihnen sitzt auf Metallklappstühlen, die anderen stehen. Miriam zeigt mit einem Stab auf die Tafel neben ihr, an der Plastiktüten mit Nüssen, Bohnen und Reis befestigt sind.

Noch vor zweieinhalb Wochen war ich mit meiner Frau und unseren vier Kindern in den USA, in Colorado Springs im Bundesstaat Colorado.

Nun befinde ich mich in einem Krankenhaus in Pul-i-assim, einem Dorf im östlichen Afghanistan, wohin ich als ärztlicher Direktor für *Morning Star* entsandt wurde. *Morning Star* ist eine Nichtregierungsorganisation (NGO), die dem afghanischen Volk beim Wiederaufbau seines Landes helfen will. Meine Aufgabe ist es, den Leuten medizinische Kenntnisse zu vermitteln – und Hoffnung. Beides brauchen sie dringend.

Zu diesem Zeitpunkt ahne ich noch nicht, dass ich selbst bald dringend Hilfe und Hoffnung benötigen werde. Während Miriam spricht, wandert mein Blick zu einer Mutter in einer Ecke des Raumes. Ihre Augen sind fest auf die Tafel gerichtet und sie scheint jedes Wort aufzusaugen. Ganz sicher bin ich mir nicht, weil sie von Kopf bis Fuß von einer hellblauen Burka umhüllt wird und ihr Gesicht hinter einem – *Chadri* genannten – Schleier verbirgt. Sie hält einen Säugling von gerade einmal zwei Monaten auf dem Arm. Ein Kleinkind steht links neben der Mutter und klammert sich mit einer Hand fest an sie. Immer wieder hustet es. Auf der anderen Seite schmiegt sich ein dreijähriges Mädchen an den Stoff der Burka und wischt sich seine Nase am Ärmel ab.

Ich male mir das Leben dieser jungen Mutter aus. Ungefähr neunzehn Jahre dürfte sie alt sein. Vermutlich wohnt sie in einem Nachbardorf im Haus ihres Ehemannes. Ich sehe sie vor mir, wie sie zusätzlich zu ihrem Mann und ihren drei Kindern auch den Haushalt seiner Verwandtschaft versorgt – zu dem vielleicht eine Schwiegermutter und zwei Schwäger gehören. Sie stillt ihre jüngeren Kinder, hat aber nicht genügend Milch, sodass sie ganz satt werden. Deshalb muss ihr Mann minderwertige Ersatzprodukte kaufen, wenn er einmal monatlich in die nächstgelegene Stadt fährt. Dabei ist die Familie ohnehin knapp bei Kasse. Sicherlich fühlt sich diese junge Mutter oft überfordert. Gewiss ist sie keine gebildete Frau. In den ländlichen Gegenden Afghanistans verlassen die Mädchen die Schule für gewöhnlich nach der zweiten oder dritten Klasse. Offensichtlich ist sie aber fest entschlossen, für ihre Familie zu sorgen. Voller Eifer beugt sie sich vor, um auch wirklich jedes Bild über gute Ernährung und Hygiene zu sehen und jeden Ratschlag mitzubekommen.

Ich lächle. Genau deswegen bin ich hier. Es ist kaum zu beschreiben, welche Erfüllung ich empfinde, wenn ich die Bedürftigkeit in den unschuldigen Gesichtern dieser kleinen Kinder sehe,

und bei den Müttern den starken Wunsch, besser und gesünder zu leben. Die medizinische Versorgung in afghanischen Dörfern ist sehr dürftig. Augenblicke wie diese zeigen mir, dass wir dazu beitragen, die Kluft zu überwinden – zwischen der Wirklichkeit, wie sie nun einmal ist, und der Welt, wie sie sein könnte. Diese Kluft ist sehr groß. Und doch können wir etwas im Leben dieser Menschen verändern. Endlich kann ich wieder hier sein. Seit unserem letzten Besuch in diesem Krankenhaus sind anderthalb Jahre vergangen. Vorher hatten wir sechs geplante Reisen in das Gebiet aufgrund von Terrorwarnungen absagen müssen. Die Bedrohung geht von den Taliban aus, den islamistischen Extremisten, die Terror und Gewalt als Mittel benutzen, um ihre strenge Auslegung des islamischen Rechts durchzusetzen.

Von 1996 bis Dezember 2001 regierten die Taliban weite Teile Afghanistans. Nach dem Anschlag vom 11. September 2001 auf das World Trade Center in Amerika wurden sie durch den Einmarsch der US-Truppen gestürzt. Doch ihr Einfluss besteht fort, und ihr Widerstand kostet jährlich Tausenden Menschen das Leben. Während der Herrschaft der Taliban waren die Bewohner von Pul-i-assim nach Pakistan geflohen und erst zurückgekehrt, nachdem das Regime zusammengebrochen war.

Für die Menschen in dörflichen Gegenden, wo die Taliban den größten Einfluss besitzen, schwebt die Gefahr wie ein dunkler Schatten über ihnen – auch dort, wo wir arbeiten.

Zwei meiner einheimischen Mitarbeiter, Rafiq, ein Arzt und örtlicher Leiter für *Morning Star*, und Farzad, sein Assistent, hatten den ganzen Vormittag in der Klinik verbracht. Danach lud uns der örtliche Polizeichef zu einem üppigen Mittagessen ein. Gegen halb drei ließen wir ihn und einen weiteren einheimischen Arzt in der Nähe der Klinik aussteigen und traten unsere vierstündige Rückreise nach Kabul an.

Jetzt, nur ein paar Minuten später, nähern wir uns einer Horde Jungs am Straßenrand, die zu Fuß in dieselbe Richtung unterwegs sind wie wir. Wir haben die Schüler heute Morgen schon in der Bildungseinrichtung neben der Klinik gesehen. Nach ihrem Schreib- oder Computerunterricht gehen sie jetzt wieder nach Hause. Als wir ihnen anbieten, sie mitzunehmen, drängen sie sich fröhlich und dankbar auf die offene Ladefläche. Nach ungefähr acht Kilometern setzen wir sie in einem Dorf ab, winken zum Abschied und tuckern langsam weiter über die kurvenreiche, unbefestigte Straße.

Unterwegs gehe ich in Gedanken meine Pläne für den Abend durch: Abendessen und ein Treffen mit dem nationalen Leiter meiner NGO und seiner Frau in Kabul. Wir werden die laufenden Programme und Zukunftspläne besprechen. Es gibt hier noch so viel zu tun. Eine Woche später werde ich wieder zu Hause bei meiner Familie sein. Weihnachten steht vor der Tür.

Wir fahren in einem weißen zehn Jahre alten Toyota Hilux. Für diese erste Etappe sitzt Rafiq hinter dem Steuer unseres Pick-ups. Ich habe neben ihm Platz genommen, Farzad hinten. Ungefähr vierzig Meter vor uns macht der Weg eine scharfe Biegung. Rafiq verlangsamt das Tempo. Die Straße führt allmählich den Hügel hinunter. Links von uns ragt der Berg in den sonnigen blauen Himmel. Rechts von uns geht es ähnlich steil abwärts in eine Schlucht.

Plötzlich tippt mir Farzad auf die Schulter. Irgendetwas stimmt nicht. Er beugt sich nach vorne zu Rafiq. Was ist los? Rafiq steigt in die Bremsen.

Durch die Windschutzscheibe, dreißig Meter vor uns auf der rechten Seite, sehe ich ihn. Neben einer Felskante, hinter der er sich eben noch verborgen haben muss, steht ein Mann. Er trägt eine dicke, beigefarbene Jacke über der traditionellen Kleidung. Auf dem Kopf sitzt ein brauner, wollener *Pakol*, ein Hut, der an

einen Stapel Pfannkuchen erinnert. Ein langer schwarzer Bart bedeckt seinen Hals.

Doch vor allem fällt mein Blick auf den Munitionsgürtel um seine Hüfte und das Gewehr in seiner Hand. Der Mann reckt seine Kalaschnikow in die Luft – auch bekannt als AK-47 – und feuert einen Schuss ab.

Mich überkommt ein Gefühl von Unwirklichkeit. *Nein, nein, denke ich, ist das ein schlechter Scherz? Das kann nicht wahr sein!*

Zwei weitere Männer kommen, ebenfalls mit Sturmgewehren bewaffnet, hinter einem anderen Hügel hervor und rennen direkt auf uns zu.

Ich spüre, wie sich mein Herz fast überschlägt. *Das kann nicht sein. Nein. Ich kann nicht glauben, dass mein Leben so ein Ende nehmen soll.*

Einer der beiden Männer vor uns brüllt Befehle auf Paschtu. Ich verstehe kein Wort. Rafiq und Farzad öffnen die Türen und steigen aus. Ich folge ihrem Beispiel. Als ich die Tür öffne, nähert sich uns von hinten ein vierter Mann.

Es handelt sich offensichtlich um eine geplante Aktion. Doch welcher Art? Raub oder Entführung? Ich hoffe auf Letzteres. Die meisten Opfer von Raubzügen auf diesen abseits gelegenen Straßen werden schnell getötet.

Rafiq, Farzad und ich drängen uns an der linken Seite des Hilux zusammen. Unsere vier Angreifer schreien uns gleichzeitig an. Rafiq und Farzad heben ihre Hände, also tue ich dasselbe. Der Mann, der von hinten gekommen ist, übernimmt das Kommando. Er scheint der Älteste zu sein, vielleicht achtundzwanzig. Sein Bart ist kürzer und gepflegter, und seine Kleider sind von einem helleren Braun als die der anderen.

Der Anführer ist stinkwütend. Er hebt seinen Gewehrkolben hoch, als wollte er damit auf mich einschlagen. Ich zucke zusam-

men, doch der Schlag bleibt aus. Der Anführer schreit weiter auf Paschtu. Als Rafiq zu antworten versucht, reißt er die Hintertür des Hilux auf und greift nach den Rucksäcken, die Rafiq und ich gepackt hatten. Hastig durchsucht er sie.

Rafiq flüstert mir zu: »Er will wissen, warum wir hier sind und was wir machen.«

Ich schweige und vermeide den Blickkontakt mit dem Bewaffneten. Weil ich indischer Herkunft bin, könnte ich gut als Afghane durchgehen – zumindest bis ich meinen Mund öffne und meine Zuhörer merken, dass ich nicht ihre Sprache spreche.

Ich möchte den Zorn dieser Männer nicht noch weiter schüren, indem ich ihnen offenbare, dass ich Amerikaner bin.

Alle unsere Angreifer sind ähnlich gekleidet. Der Mann, den wir als Ersten gesehen haben, scheint Mitte zwanzig zu sein und ist der Größte der Gruppe, fast eins achtzig. Die zwei, die vor uns aufgetaucht sind, sehen beinahe genauso alt aus, könnten aber auch viel jünger sein – bei ihren schmutzstarrenden Gesichtern und dem rötlichen Teint ist das schwer zu sagen. Der Größere von ihnen ist vielleicht noch ein Teenager, gibt sich aber als erfahrener Soldat. Er richtet sein Gewehr auf uns und bedeutet uns, weg vom Wagen an den Straßenrand zu treten.

Was nun? Ich frage mich, was sie wohl vorhaben. *Werden sie uns an Ort und Stelle erschießen?*

Aus der gleichen Richtung, aus der wir gekommen waren, erscheint plötzlich ein einzelner Motorradfahrer. Er hält hundertfünfzig Meter vor uns, erkennt die Situation und macht kehrt. Sekunden nach seinem Auftauchen ist der Mann wieder verschwunden. Wird er berichten, was er gerade gesehen hat?

Einer der Männer beginnt, ein Stück Stoff in lange Streifen zu reißen. Mit einem der Streifen legt er mir eine Augenbinde an. Aber die provisorische Binde erfüllt nicht wirklich ihren Zweck. Oben links bleibt mir eine kleine Öffnung. Weil meine Hände

nicht gefesselt sind, kann ich sie noch ein Stückchen weiter runterziehen und mir einen besseren Einblick in die Geschehnisse verschaffen.

Ich fürchte, dass nun alles aus ist. Mein Verstand ist gerade noch in der Lage, ein stilles Gebet gen Himmel zu schicken: *Gott, rette mich aus dieser Situation!*

Unsere Entführer versuchen, auch Rafiq und Farzad Augenbinden anzulegen, aber es klappt nicht so recht – vielleicht waren die anderen Streifen zu kurz. Obwohl es sich wie eine kleine Ewigkeit anfühlt, sind wohl noch keine zehn Minuten vergangen, als mir die Binde wieder abgenommen wird. Nun werden dieselben Stoffketten benutzt, um uns die Arme auf den Rücken zu binden.

Dann werden wir alle auf die Rückbank des Hilux verfrachtet. Der Anführer steigt auf den Fahrersitz. Der Zweitälteste setzt sich neben ihn.

Mein Herzschlag setzt einen Moment aus.

Okay, zumindest scheint es kein Raubzug zu sein. Wir leben noch. Sie bringen uns irgendwo hin, also gibt es einen Plan.

Der Anführer startet den Hilux und lässt den Motor aufheulen. Er wendet und fährt so schnell und rücksichtslos, dass ich jeden Moment damit rechne, über die Klippe zu rasen und den Berg hinunterzustürzen.

Auch mein Herz schlägt mit rasender Geschwindigkeit. Nach wenigen Minuten erreichen wir das Dorf, in dem wir die Jungs abgesetzt hatten. Einige Bewohner schauen auf, als wir vorbeifahren. Ich flehe mit meinen Augen: *Bitte seht doch, dass das ein medizinisches Versorgungsfahrzeug ist, auf dessen Ladefläche sich normalerweise keine bewaffneten Männer aufhalten. Bitte verständigt jemanden!*

In null Komma nichts haben wir das Dorf hinter uns gelassen und befinden uns wieder auf der menschenleeren Straße, die zu

dem Dorf und dem Klinikgebäude führt, in dem wir den Morgen verbracht haben.

Vielleicht ist das gut für uns. Selbst wenn wir das Dorf und die Polizeistation erreichen, kann noch alles den Bach runtergehen, aber immerhin werden die Leute dann wissen, was mit uns passiert ist. Doch dieser Hoffnungsschimmer erlischt, so schnell er aufgeflackert ist. Der Anführer biegt plötzlich von der Straße ab und fährt mit Karacho bergab. Ich fürchte, er könnte den Hilux auf dem steinigen Boden zum Kippen bringen oder zu Schrott fahren, und wir würden im Nirgendwo liegen bleiben.

Während wir weiterholpern, versuche ich, an Rafiqs Hände zu gelangen. Vielleicht kann ich unbeobachtet seine Fesseln lösen. Gleichzeitig frage ich leise: »Hast du eine Ahnung, was diese Typen mit uns vorhaben?«

Fast unmerklich schüttelt er den Kopf: »Nein, keine Ahnung«, flüstert er. »Wir müssen still sein.«

Ich kann mir nicht vorstellen, dass sich unsere Lage verschlimmern könnte. Doch weit gefehlt. Die zwei Entführer im Fahrerhaus reden aufgebracht miteinander. Später erfahre ich, um was es ging: »Jetzt ist es vorbei mit schickem Schreibtisch und Computer. Wir werden diesen Eseln zeigen, was echtes islamisches Leben bedeutet.« Der Anführer setzt sich eine Sonnenbrille auf, die er im Wagen findet. Scheinbar passt sie ihm nicht, denn er schleudert sie gegen das Armaturenbrett.

Seine Wut kennt keine Grenzen. Mit der linken Hand hält er das Steuer, während er mit der rechten den Rückspiegel aus der Verankerung reißt. Dann macht er sich über die Sonnenblende her. Nummer zwei auf dem Beifahrersitz tut es ihm nach. Keinem von beiden gelingt es, die Blenden ganz zu entfernen. Also begnügen sie sich damit, sie zu verbiegen.

Diese Typen sind völlig außer Rand und Band. Denen ist alles zuzutrauen.

Nach fünfzehn Minuten wilder Fahrt durch das weite Tal wird die Landschaft hügeliger, sodass man von der Umgebung nicht mehr viel sehen kann. Schließlich halten wir an und man befiehlt uns auszusteigen. Mit seinem Gewehr deutet der Anführer auf den Berg zu seiner Linken. Einen Weg gibt es nicht. Ich schaue nach oben und sehe weitere bewaffnete Männer auf einem Hügel, ungefähr siebzig Meter über uns.

Eine dunkle Vorahnung steigt in mir auf wie schwarzes Öl aus einer Quelle: Das sind keine gewöhnlichen Räuberbanden. Dafür gehen sie zu planmäßig vor.

Ich bin in die Hände der Taliban geraten.

Zwei der Männer schnappen sich unsere Rucksäcke. Dann beginnen wir den Aufstieg. Mit meinen auf den Rücken gebundenen Händen kann ich auf dem steilen Gelände nur schwer das Gleichgewicht halten. Mir tut es leid um den Hilux. Er war das letzte Überbleibsel meiner Arbeit hier, meines normalen Lebens.

Unterwegs höre ich unsere Entführer miteinander sprechen. Bestimmt sprechen sie über uns. Ich befürchte das Schlimmste: Sobald wir oben sind, werden sie uns erschießen.

Gott, wie immer das hier ausgehen mag: Bitte schenke, dass sie mich nicht zu Tode foltern. Lieber einen Schuss und fertig.

Es ist erstaunlich, wie schnell alles, was eben noch so selbstverständlich war, vorbei sein kann. Innerhalb weniger Minuten habe ich die gesamte Kontrolle über mein Leben verloren. Ich kann nur noch den nächsten Schritt gehen, den nächsten Atemzug tun und an der Hoffnung festhalten, dass es nicht der letzte sein wird.

Schritt für Schritt.

Atemzug für Atemzug.

Die Hoffnung nicht aufgeben.